

Der Turm

Kostas ...

Kostas hat den Sprung von der Mauer unbeschadet überstanden. Aber seine Flucht vor Fragen misslingt. Auf einmal fühlt er sich gepackt und gehalten. Er fällt in den Sand, bevor er seine Zuflucht, den Turm am Strand, erreicht.

„So warte doch“, sagt ein junger Mann mit feuerrotem Haar und einer Kamera um den Hals. „Ich glaube, wir haben beide die gleiche Frage.“ Er hält Kostas eisern fest, obwohl er ihm hilft, sich zu setzen, und ihm das wirre Haar aus der Stirn streicht.

„Wer ist Nikos' Vater?“, sagt er. „Nicht wahr, das ist die Frage.“

Kostas verschließt sich, so gut er kann. „Nicht wahr, Sie sind von der Zeitung“, bringt er ablehnend hervor.

Zeitung! Auf einmal kann er das, was geschehen ist, nicht mehr abtun als Asche und Papier. Er erinnert sich und schüttelt sich vor Widerwillen.

Die Zeitungsberichte des vergangenen Frühjahrs haben die ewigen Spannungen zwischen Nikos und seinem Vater auf die Spitze getrieben. Es fing damit an, dass die Magazine, die Christos Eufonídes sonst liebten, auf einmal andere Töne anschlugen. Es ging um verbotene Liebe. Es hieß, der Sänger treffe sich heimlich mit seiner Nichte. Aber Ioleda Nikolaiou ist erst sechzehn, auch wenn sie sich schminkt und hohe Absätze trägt.

Nikos hat die Berichte überflogen und anschließend zerknüllt.

Es ging damit weiter, dass Gerüchte aufkamen. Ioleda Nikolaiou sei schwanger. Kostas erinnert sich schauernd an den Morgen im Internat, als Nikos ihm schweigend die Tageszeitung hingelegt hat.

Ioleda Nikolaiou blickte ihm daraus entgegen, Tränen in den Augen. Daneben war ihr Geständnis abgedruckt. „Natürlich ist Christos Eufonídes der Vater meines Kindes. Er ist ja der Einzige ...“ In dem Bericht hieß es, dass der berühmte Sänger eine Anklage zu erwarten habe.

Nikos hat den Artikel ausgeschnitten und vorn auf sein Griechischheft geklebt.

Es endete am Tag des Unfalls. Die Sommerferien hatten gerade begonnen und Nikos und Kostas waren zu Hause. Der Sänger nicht. An seiner Stelle kam ein neuer Zeitungsbericht. „Ich bin unschuldig“ – das Geständnis des Bühnenhelden Eufonídes. Sein Beweis war ein ärztliches Gutachten: „Christos Eufonídes ist nicht der Vater von Ioledas Kind. Christos Eufonídes ist überhaupt kein Vater. Christos Eufonídes kann keine Kinder zeugen.“

Auch mich nicht, ist Nikos' Kommentar gewesen. Trotzig und zornig. Dann folgte der Streit vor der Haustür. Und der rote Wagen brauste davon ...

Kostas schließt gequält die Augen. Er sieht Bilder des Absturzes, Bilder, die er in Wahrheit nie gesehen hat. „Er lebt“, flüstert er. „Nikos lebt.“

„Ich habe dich nicht verstanden“, sagt der Reporter. „Ich habe nichts zu sagen“, erklärt Kostas heiser. Zu seiner Überraschung nickt der Mann. „Okay“, sagt er, „no problem.“ Er klingt sehr amerikanisch. „Ich werde nichts schreiben.“

Kostas sieht ihn an und glaubt ihm. In den Augen des Mannes liegt ein trauriger Ernst, der Vertrauen weckt. „Sag mir nur eines“, bittet der Mann, „nur mir – sagen wir: für mein Gewissen.“ Kostas wartet ab. „Warum hat Nikos das getan?“

Kostas ist auf der Hut. „Was?“, fragt er scharf. Der Mann wird unsicher. „Selbstmord?“, fragt er leise. „Das war kein Selbstmord“, widerspricht Kostas sofort. „Und außerdem: Nikos lebt.“

Der Mann zuckt zurück. Er hält Kostas schon lange nicht mehr fest. „Okay“, sagt er befremdet. „Ich frage anders: Warum ist Nikos losgerast?“

Er fährt mit der Linken in die Brusttasche seiner Jacke. „Fürchtete er, seinen Vater zu verlieren?“ Kostas schüttelt den Kopf. „Er hofft, einen besseren zu finden“, sagt er fest.

Später verbirgt er sich in seinem Turm. Es ist ein ehemaliger Wachturm, verlassen und verfallen. Aber das runde Fundament und der untere Raum sind noch intakt. Es gibt eine hölzerne Tür, für die Nikos und Kostas ein Schloss gebastelt haben, und drinnen die ersten Stufen einer Treppe. Niemand weiß, wie hoch sie einmal geführt hat. Sie findet ihr vorläufiges Ende an einem hölzernen Verhau, der zugleich die Decke ist. Kostas und Nikos haben den runden Raum eingerichtet und verwahren dort Bücher, Noten und Geheimnisse.

Kostas lässt sich auf der untersten Stufe nieder und starrt auf die Visitenkarte in seiner Hand. Der Reporter hat sie ihm zum Abschied gegeben. „Wer ist Nikos’ Vater?“, hat er gesagt. „Wenn du doch einmal darüber reden willst, ruf mich an.“

Auf der Karte steht eine Adresse in Ermeia, auf dem Festland, dazu der Name des Mannes, der für den Skandal um Ioleda verantwortlich ist: Antonis Mitsalos.

Kostas verwünscht seine Vertrauensseligkeit. Er beschließt, ein paar Tage im Turm zu bleiben. Denn seine Mutter ist ihm böse und Nikos ist nicht da.

Das Waldmädchen kommt, während er schläft. Sie schiebt einen Zettel durch einen Spalt in der hölzernen Tür. Er findet ihn erst morgens, zwei Tage nach der Trauerfeier. „Geh heim. Der Sänger ist verreist.“ Du hattest recht, Mama, denkt Kostas.

Christos Eufonídes
hat sich abgefunden.

Er findet einen weiteren Satz auf dem Zettel, unter Dafnis verschlungener Unterschrift: „Wenn du mich fragst: Trotz allem ist er Nikos’ Vater. Man kann es hören. Sie singen beide göttlich.“ Kostas zerknüllt den Zettel.

Singen.
Ausgerechnet.

Das ist der Kern der Fremdheit zwischen dem Sänger und dem Jungen: Dass der, den man die Stimme der Götter nennt, einen Sohn haben soll, der stumm ist.

Irgendwo in der Nähe erklingt Dafnis klare Stimme. Sie singt, was Nikos nur selten gesungen hat: den Mythos des Sonnensohns Phaeton.

Der Befehl des Sonnengottes

Mythos ...

Der Sonnenwagen folgte stetig und ruhig seinem luftigen Pfad. Die vier Pferde hatten den Zenit längst überschritten, aber noch immer schienen sie frisch. Ihr Lenker hatte keine Not, sie anzufeuern. Ab und zu schnalzte er leise und rief gelassen: „Gemach, meine Renner, noch ist es nicht Abend!“

In Wahrheit achtete er wenig auf seine Fahrt oder auf die Wunder des Weges. Er schaute hinab und ließ seine Augen tief in die andere Sphäre tauchen. Arme Wichte waren die Menschen! Mochten sie auch äußerlich den Unsterblichen gleichen, so fehlte es ihnen doch an den wichtigsten Sinnen – und sterben mussten sie, bevor sie recht gelebt hatten.

„Bist du noch immer dort unten, Phaeton, mein Sohn?“, fragte Phoibos Apollon leise. „Du bist am Leben, wie meine Schwester berichtet, und kommst dennoch nicht zu mir?“

Er merkte nicht, wie ihm die Arme sanken, bis die Zügel schlaff herabgingen. Die Pferde verstanden das Zeichen allzu gern. Sogleich griffen sie weiter aus und dankten dem Lenker mit wieherndem Jubel.

„Wie kann das sein, Phaeton?“, fuhr Apollon fort. „Du hättest bewiesen, dass du unsterblich bist ... und fliehst nicht ...? ... strebst nicht aus der Enge in die Weite? ... willst nicht aus der Dunkelheit ins Licht? ... kommst nicht in meine Arme?“

„*Dukannstvonglücksagen*“, entgegnete ungefragt eine fröhliche Stimme, „oder die Moira preisen, je nachdem, wie es dir besser erscheint, großer Bruder.“ Mit einem ungelassenen Plumps landete Hermes neben Apollon auf dem Kutschbock. „Du fährst wild und rücksichtslos wie einst Achill“, klagte er. „Pass nur auf, dass der Tag bei solcher Raserei nicht zu kurz gerät.“

Erschrocken nahm Apollon die Zügel wieder auf und beruhigte die allzu feurigen Pferde.

„Ich habe dich nicht verstanden“, sagte er dann knapp zu Hermes. „Nichts Ungewöhnliches“, bemerkte Hermes und prüfte den Sitz seiner Kleidung. Das Lamm blökte ängstlich. Er zog es auf seinen Schoß und kraulte es im Nacken.

Apollon beobachtete ihn voll Ungeduld. „Du weißt Neues von Phaeton“, unterstellte er.

Hermes hob die Schultern. „*Dumeinegüte*, Bruder“, entgegnete er. „Wie soll es Neues geben? Die Kreise der Mythen sind rund.“ Er summte leise vor sich hin, was er jüngst gelernt hatte.

Ist nicht wahr, ist nicht wahr,
was du denkst, sei wahr.
Ist zu leicht, ist zu leicht,
was du siehst, für wahr zu halten.
Schau doch dahinter,
schau doch tiefer,
dann wirst du sehen:
schwach ist stark,
hässlich ist schön,

klein ist groß
und das Strahlende
Schein ...

„Zu Hades mit den Mythen!“, stieß Apoll ungehalten hervor. „Aber Phoibos ...“ Hermes zog die Augenbrauen hoch. „Wer ist es denn, der unentwegt auf die Macht der Moira verweist? Das bist doch du, weisester aller Seher!“

Apoll packte Hermes an beiden Schultern und schüttelte ihn. „Wenn Phaeton lebt, dann soll er im Sonnenpalast leben!“, rief er laut und ungehalten.

„Gewiss, mächtiger Sohn unseres Vaters“, ächzte Hermes. „Ich komme, um dir zu sagen, was dem im Wege steht.“

Der Sonnengott ließ betroffen die Hände sinken. Diesmal blieben die Pferde gehorsam im richtigen Tempo. Ruhig und gleichmäßig fuhr der Wagen, so als achteten die Tiere die Sorge ihres Herrn.

„Ich konnte mich gerade noch aus der Affäre ziehen“, sagte Hermes und befestigte die Lyra neu an der Schulter. „Dieser Junge ist wild und ...“ – Er warf einen missbilligenden Blick auf die losen Zügel des Gespanns – „ungezügelt wie deine Rosse, Bruder.“

„Du hast mit ihm gesprochen?“ „Gesprochen, Apollon?“ Hermes lachte. „Wenn es nur das wäre! Gerungen habe ich mit ihm, gestritten und schließlich musiziert.“ Er legte die Hand an die Lyra. „Ich lieh ihm meine Lyra, und das nicht freiwillig, das kannst du mir glauben.“

Der Sonnengott richtete sich auf und rückte seinen Strahlenkranz zurecht. „Du redest Unsinn, kleiner Bruder.“

Ein Blick in das sonst so helle Gesicht zeigte Hermes, dass Apollon gefährlich gereizt war. „*Nichtsfürung*“, lenkte er rasch ein. „Was ich sagen will, Phoibos: Dieser Phaeton kann in den Häusern der Unsterblichen nicht bestehen. Er hat keine Ahnung von Moira und Themis.“

„Wer hat das schon ...?“, murmelte Apollon.

„Ein festes Band hält ihn in der Sphäre der Sterblichen“, sprach Hermes weiter. „Was soll das heißen, Hermes?“, fuhr der Sonnengott auf. „Es gibt einen Freund, der um ihn weint“, sagte Hermes ungerührt.

„Ein Sterblicher!“ Apollon schnaubte verächtlich. „Wer sollte sich um Sterbliche scheren, Hermes, wenn ihm der Sonnenpalast offen steht?“ „Dieser schon“, sagte Hermes kurz.

Die Pferde ließen den Wagen behutsam sinken. Die Schatten auf der Erde wurden länger. „Wo ist mein Ring?“, fragte Apollon unvermittelt und betrachtete forschend Hermes' Hände. „Den hat er sich zurückerobert“, bemerkte Hermes.

Auf einmal schien Apollon zu wachsen. Seine Gestalt ragte von der Erde bis zu den Sternbildern auf und ein goldenes und silbernes Funkeln blendete jedes ungeschützte Auge. „Bring mir meinen Sohn, Hermes!“, verlangte er donnernd und unwiderstehlich.

Das war Apollons Befehlsstimme und ihr konnte sich kein Schwächerer widersetzen. „Hol ihn und bring ihn in den Sonnenpalast.“

Ein Wunder?

Kostas ...

Der Sonnenball beginnt zu sinken, als Kostas die Mauer des Grundstücks umwandert und vom Strand her hinüberklettert, auf Nikos' und seinem gewohnten Pfad. Er benutzt wie immer den Stamm des Feigenbaums als Leiter. Auf einem jüngeren und dünneren Ast als dem, den er beim ersten Mal probiert hat, gelangt er bis an den Rand der Mauer und zieht sich hinauf. Zum ersten Mal, seitdem er auf der Insel lebt, fragt er sich, warum er nicht einfach durch das Tor geht.

Da sieht er es: Vor ihm, auf der Mauer, sitzt ein Junge. Er kehrt ihm den Rücken zu, in einem Hemd, das Kostas kennt. Helles Haar fällt ihm über die Schulter, unverwechselbar in seiner Farbe.

Kostas taumelt zurück. Eine Woge wirrer Gefühle überschwemmt ihn und lässt ihn leer zurück. Er achtet nicht auf sich und schürft sich ein Knie auf. Es blutet.

„Niko?“, flüstert er, obwohl er weiß, dass Nikos selten hört, ohne zu sehen. Der Junge dreht sich um und fixiert ihn. Er hat Nikos' Bernsteinaugen. Aber der Ausdruck in ihnen ist fremd, weniger vertraut als bei der allerersten Begegnung.

„Du hast mich ... gehört“, stammelt Kostas. Tausend andere Worte brennen in seiner Kehle. Aber er findet keinen Anfang.

„Wieso nicht?“, sagt der Junge mit ruhiger, beinahe belustigter Stimme. „Nicht nur gehört, sondern auch längst erwartet.“ Er spricht mit einem leichten Akzent. Spricht! Spricht so, dass nicht allein Kostas ihn versteht, sondern dass jeder – sogar Christos Eufonídes – ihn verstünde.

„Ich – glaube – es – nicht“, entfährt es Kostas. Der Junge grinst. Er nimmt den Satz leichter als Kostas selbst. „Kann ich verstehen“, bemerkt er ruhig. Dabei blinzelt er, als könne er Kostas nicht gut erkennen. Sein Blick wirkt angestrengt, fast wie der Blick eines Blinden.

„Was ist dir geschehen, Niko?“, flüstert Kostas. Er ärgert sich über sich selbst. Seine Arme sind zu schwer, um sich zur Umarmung zu öffnen. Seine Lippen weigern sich zu lächeln. Seine Stimme zittert, anstatt zu jubeln.

Mein Freund war tot
und ist wieder lebendig –
ein größeres Wunder
wird niemals geschehen!

„Ich wurde aus dem Wagen geschleudert“, sagt Nikos. „Ich erinnere mich zwar an nichts. Aber so muss es gewesen sein.“ Er entdeckt Kostas' blutiges Knie und hebt langsam die Hand. „Ich war lange bewusstlos. Als ich zu mir kam und mich erinnerte, wer ich war, stell dir vor: Da fand ich mich im Hafen von Limani! Keine Ahnung, wie ich dorthin gekommen bin. Ich telefonierte und bat meinen Vater, dass er mich abholt.“

„Deinen Vater ...“ – Vielleicht, denkt Kostas, habe ich einfach nur einen Schock. So wie Nikos wohl auch einen hat. Denn er ist anders als sonst.

„Natürlich meinen Vater“, sagt Nikos leicht verwundert. Seine Finger berühren die Wunde und die Blutung versiegt. „Das, was in der Zeitung stand, haben wir geklärt“,

fährt Nikos ohne Aufregung fort. „Ich bin und bleibe sein Sohn.“ Er spricht wie Christos Eufonídes.

Niemals hätte Nikos
solche Worte über die Lippen gebracht.
Niemals, als er noch – Nikos war!

Von einem Augenblick auf den anderen entschließt sich Kostas, den wiedergefundenen Freund Nikos II. zu nennen. Denn er ist, das ist sicher, ein anderer als der, den er verloren hat.

Später, beim Hineingehen, bemerkt Kostas verwirrt, dass sein verletztes Knie überhaupt nicht mehr wehtut.

Nikos II.

In den nächsten Tagen sitzt Kostas so oft auf der Mauer wie nie zuvor. Christos Eufonídes und sein wiedergefundener Sohn schlendern miteinander durch den Garten.

Die Stimme des Sängers dringt voll und fröhlich zu Kostas herauf. Er fängt Fetzen der Rede auf, die Namen von Opern und Arien, von wichtigen Persönlichkeiten und Kritikern. Nikos II. nickt dazu und äußert von Zeit zu Zeit Bewunderung. „Aber das ist unmöglich“, flüstert Kostas.

„Sie fühlen sich wohl“, sagt Syrinx, die Katze. „Beide. Kannst du es ihnen nicht gönnen?“ Kostas seufzt. „Ich kann es einfach nicht glauben“, gesteht er. „Er hat die Gesangstunden, den schwarzen Hund und auch die Sache mit dem roten Wagen vollkommen vergessen.“ Er kraut das struppige Fell. „Und frisst dem Sänger aus der Hand.“

„Warum erzählst du ihm nicht, was er vergessen hat?“, fragt Syrinx. „Vielleicht braucht er deine Hilfe.“

Kostas hebt die Schultern. „Er will nichts davon hören“, sagt er müde. „Er will auch nicht mehr in den Raum des Sonnensohns. Er denkt nicht an seine Funde. Er ... stellt nicht einmal mehr ... die Frage der Fragen.“

Vor Syrinx muss er kein Geheimnis bewahren. „Weißt du, was er zu mir gesagt hat?“ Er verrät auch noch das Letzte. „Das alles waren nur Krücken, hat er gesagt. Jetzt, da ich sprechen kann, brauche ich sie nicht mehr.“

So spricht sonst
Christos Eufonídes.

Die Katze streckt sich. Sie wird nicht länger bleiben. „Es ist wie ein leeres Mausloch“, sagt sie, bevor sie von der Mauer springt. „Was?“, ruft er ihr nach. „Wiedergeboren zu werden“, erklärt sie und ist auch schon verschwunden.

Nikos II. kommt mit allem zurecht. Äußerlich ist er unverletzt. Den Absturz hat er vergessen und alles, was vorher gewesen ist. Er ist zurück und weiß nicht recht, von

wo. Er versteht sich mit seinem Vater und findet daran nichts Besonderes. Er hört, spricht und wundert sich nicht.

„Vater war mit mir bei der Absturzstelle“, erzählt Nikos II. beiläufig. „Er suchte seine Noten.“ „Hat er sie gefunden?“ „Nein, aber er hat ... geweint.“

„Geweint?“ Kostas reagiert empört, so wie Nikos es immer von ihm erwartet hat. „Sag nicht: Er hängt noch immer an dem verdammten Wagen!“ Er denkt an die Geschichte, die dazu gehört, und friert.

Nikos hat sich stets gefürchtet, wenn sein Vater schnell fuhr. Sein Vater aber nahm niemals Rücksicht. Und dann, während einer gemeinsamen Fahrt über den Berg, als Nikos schlecht wurde vor Angst, hielt Christos Eufonídes mitten auf der Straße an und befahl Nikos, das Steuer zu übernehmen. Als Nikos sich weigerte, zwang ihn sein Vater, auszusteigen. Er fuhr allein nach Hause. Und Nikos musste laufen.

Kostas erinnert sich allzu gut daran, wie Nikos schließlich heimgekommen ist. Auf der Mauer hat er gehockt, bleich im Gesicht und gedemütigt. „Gut, dass du wieder da bist“, hat Kostas zu ihm gesagt. Nein, hat Nikos mit toten Augen entgegnet. Wo er ist, ist es niemals gut. – Er hat sich an Kostas' Hand festgehalten.

Wenn du nicht wärst, Kosta,
ich wäre lieber ins Meer gesprungen,
als hierher zurückzukehren.

„Ich hätte das Auto nicht nehmen sollen“, sagt plötzlich Nikos II. „Ich bin froh, dass Vater mir verzeiht.“ Kostas sieht ihn fassungslos an. „Was ist?“, fragt Nikos II. und einen Augenblick lang scheint er verunsichert. „Du hast wirklich *alles* vergessen“, murmelt Kostas.

Kurz nach Nikos' Wiedergeburt – wie Syrinx, die Katze, es genannt hat – stehen erneut die Tore in der weißen Mauer offen und erneut füllen Limousinen die Auffahrt. Im Garten stehen die gleichen Pavillons wie bei der Trauerfeier und wiederum sind Kameras allgegenwärtig.

Diesmal gibt es keinen Grund für eine Auseinandersetzung zwischen Kostas und seiner Mutter. Weder sie noch er sind zur Teilnahme eingeladen. Ebenso wenig kommen Alexis und Sophia Nikolaiou aus Ermeia. Die Feier, die der Sänger diesmal veranstaltet, gilt allein der Presse und Papiergesichtern wie seinem Agenten und der Assistentin.

Da wo der Altar gestanden hat, ist ein Podest aufgebaut. Darauf stehen Christos und Nikos Eufonídes Arm in Arm. Sie lächeln in die Kameras. Sie tragen beide das Gleiche: dunkle Hosen, helle Jacketts, eine Blüte im Knopfloch. „Fehlt nur noch, dass sie singen“, murmelt Kostas auf der Mauer und hofft, dass wenigstens die Katze ihn hört.

Der Agent des Sängers kündigt eine Erklärung an. Wie bei der Trauerfeier, so nimmt er auch diesmal Christos Eufonídes das Reden ab. Der Sänger sei überglücklich, erklärt er, und er verstehe die wunderbare Rettung seines Sohnes als eine große Chance für sie beide. „Zumal“, fährt er fort, „Nikos Eufonídes endlich eine Stimme hat.“

„Die hatte er immer!“, zischt Kostas, ungehört wie einst Nikos. Die Reporter dürfen Fragen stellen. Sie fragen nach dem Unfall, der Rettung, nach den Ursachen und

Folgen. „Ich habe alles vergessen“, sagt Nikos II. „Aber wir sind dankbar“, ergänzt sein Vater. Sie stehen Arm in Arm, noch immer.

Kostas sucht in der Menge nach einem Rothaarigen mit ernsten Augen. Aber Antonis Mitsalos ist nicht da. Er ist verschwunden wie Iolea Nikolaiou, von der Melina Agapíou erzählt hat, sie sei unauffindbar, selbst für ihre Familie. „Sie schämt sich“, hat sie hinzugefügt. Er, denkt Kostas, er soll sich schämen, er, der makellose Sänger.

Der Agent beendet die Fragezeit der Reporter und Christos Eufonídes dankt für die Aufmerksamkeit. Dann kommt es: „Ich kann nicht reden“, sagt er. „Ich will viel lieber singen.“

Er sieht Nikos II. an und lächelt strahlend. „Nicht ich allein“, fährt er fort. „Erleben Sie mit mir – eine Premiere.“ Er macht eine wirkungsvolle Pause. „Ich habe es lange ersehnt.“ Die Stimme des Sängers schwankt. „Heute wird es wahr: Ich singe – mit meinem Sohn!“

Ist nicht wahr, ist nicht wahr ... Kostas findet die Melodie seines Liedes nicht wieder. Stattdessen kommen Tränen. Durch ihren Schleier starrt er auf die Gestalt seines wiedergefundenen Freundes. Verschwommen ist sie, von Tränen und auch sonst.

Nikos II. lächelt wie ein Kind zu Weihnachten. Er blinzelt und hält still, was der Vater auch sagt. Als der Sänger auf einmal Atem holt und seine gewaltige, makellose Stimme zu einem bekannten Kirchenlied erhebt, öffnet auch Nikos II. seinen Mund.

Eine ungeübte Stimme fällt schwach und unsicher ein. Sie ist kaum zu hören. Aber Kostas macht sie taub. Die Umstehenden jubeln und dann singen sie mit.

Nikos ...

Der verletzte Junge ist den einmal gefundenen Spuren gefolgt. Wieder bietet ihm der Feigenbaum Deckung. Zitternd vor Unbehagen setzt er sich den Empfindungen aus, die jenseits von Hören und Sehen über ihn kommen.

Es ist, als müsse er seinen letzten Besuch an der weißen Mauer noch einmal erleben. Die gleiche Fremdheit ängstigt ihn, der gleiche Name hängt in der Luft und wieder spürt er, als er schon nahe daran ist, zu fliehen, endlich die Nähe des Freundes.

Kostas leistet schmerzlich Widerstand. Auch das ist unverändert. Nehmen sie denn immer noch Abschied von Nikos Eufonídes?, fragt der Junge die graue Katze, die sich zu ihm gesellt hat. Sie sträubt ihr Fell und ihr Maunzen klingt wie ein bitteres Lachen. „Im Gegenteil“, versteht er. „Sie feiern seine Wiederkehr.“

Er stutzt. Aber das ist unmöglich!, ruft er tonlos. Im gleichen Augenblick spürt er, dass Kostas dasselbe denkt. Das ist unmöglich. Er sagt jedoch nicht mehr: Nikos lebt.

Als der Junge das erkennt, wird ihm das Atmen schwer. Er fühlt Kostas' Unsicherheit wie seine eigene. Kostas will nicht glauben – wann hätte er je glauben wollen? –, dass ... ja, was?

Dass Nikos
zurück ist?

Wie könnte er auch zurück sein?, sagt der Junge der Katze. Er ist ja – ich!

Während er weiter auf der Lauer liegt, entdeckt er, dass die Menschen jenseits der Mauer tatsächlich eine Rückkehr feiern –wessen auch immer. Alle glauben daran, alle außer Kostas und, vielleicht, dem Mädchen.

Es fehlt nur noch,
dass sie singen ...

Der Junge ahnt schon, dass der größte Schrecken noch bevorsteht. Er wappnet sich für den Schatten, der sich über seine Seele legen wird, für den Gegner, den er in seinem ersten Leben Vater genannt hat. Als es geschieht, trifft es ihn dennoch mit neuer Wucht.

Nicht unzufrieden, nicht verächtlich, nicht kalt begegnet ihm diesmal der starke Wille des Sängers, sondern zugewandt, freundlich und warm.

Der Junge erinnert sich unvermittelt an die Träume von dem anderen Vater, dem, den Hermes und die Nymphen ihm verheißen haben. Eine alte Sehnsucht meldet ihr Recht an. Er hält still und wartet auf ein Wunder.

Vater, murmelt er, die Ohren offen für ein Lob, ein Geständnis oder auch nur einen einfachen Ruf. Er verzichtet auf den Schutz, der ihn davor bewahrt, verletzt zu werden. Umso schmerzhafter trifft ihn der Gesang. Die Stimme, die man die göttliche nennt, ist jenseits alles dessen, was er je erreichen wird.

Sing mit mir.
Dann wird sich
alles fügen.

Niemals, flüstert der Junge zitternd. Da hilft nicht einmal ein Wunder. Und dennoch wünscht er sich nichts mehr als einzustimmen.

Er legt zum Abschied die Hand an den Stamm des Feigenbaums und beginnt müde, sich zurückzuziehen. Er weiß: Wenn er weiter zuhörte, würde er vergehen.

Dann aber hält er inne. Er fasst sich an die Kehle. Das Atmen wird zur Qual. Er hört – sich selbst – singen. Eine Jungenstimme erklingt und sie klingt, wie seine eigene Stimme geklungen hätte, wenn er es je gewagt hätte, sie neben seinem Vater zu erheben: ein wenig heiser, ungeübt, aber doch im Einklang mit der vollkommenen Stimme des Sängers.

Sing mit mir.

„Aber wer ...?“, fragt der Junge. Die Katze flieht. Starr vor Entsetzen erkennt er, dass der Platz, den Kostas ihm freigehalten hat, verloren ist. Ein anderer hat ihn eingenommen.

Wer ist Nikos Eufonídes?
Das, Kosta, ist in Wahrheit
die Frage der Fragen.

Ein Geständnis und ein Lächeln

Kostas ...

Nikos hat von Geburt an ein rotes Mal auf der Brust. Es sitzt direkt über dem Herzen, so als habe ihn dort ein Pfeil getroffen. Mein Vatermal, nennt er es bitter. Das Wort Mutter meidet er – so wie auch sonst jede Erinnerung an Leto Eufonides.

Wenn Kostas mit Nikos II. am Strand ist, sieht er immer wieder ungläubig auf das kleine rote Zeichen. Es ist da, unverändert, auch wenn vieles andere an seinem Freund sich so unglaublich verändert hat.

Nikos II. ist eine harte Nuss mit einer glatten Schale. Er gibt sich freundlich und unkompliziert. Er geht auf alles ein, was Kostas vorschlägt – sofern es nichts mit dem Berg, den Funden und der Frage der Fragen zu tun hat. Aber er lässt ihn niemals in seine Seele schauen. Ob er sie verloren hat?, denkt Kostas. Sein Leben nicht, aber doch seine Seele?

Nikos II. genießt das Leben im weißen Bungalow, das Nichtstun und das Essen. Wie der Sänger mag er auf einmal gern Gegrilltes, größere Portionen noch als Christos; nie bleiben Reste auf seinem Teller. Die alte Frage, ob es recht sei, Fleisch zu essen – Leben zu opfern für Leben –, stellt er nicht.

Nikos II. lässt sich gern beschenken. Einst ist der Sänger mit jeder der Gaben, die er für seinen Sohn nach Hause brachte, auf Ablehnung und Verachtung gestoßen. Nikos II. aber akzeptiert lächelnd den neuen Laptop, das Keyboard, die Stereoanlage. Er trägt auch die teure Markenkleidung, die Nikos in seinem Schrank ganz nach hinten geschoben hat. Bis zu dreimal am Tag zieht er sich um.

Unverändert ist eines: Er liebt Kostas' Versteck im alten Wachturm, liebt den Strand und das Meer. Er zwinkert und kneift die Augen zusammen, als habe er zu lange in die Sonne gesehen, aber er lacht und findet sich zurecht.

„Was ist mit deinen Augen?“, fragt Kostas eines Nachmittags, als sie nebeneinander im knietiefen Wasser stehen und flache Steine über die Oberfläche tanzen lassen.

Nikos II. richtet sich ruckartig auf. Er wirft einen scharfen Blick auf den Gefährten und zögert. „Warum willst du das wissen?“, fragt er und Misstrauen lässt seine Stimme ungewohnt hart klingen. Kostas hebt die Schultern und wirft seinen Stein. Er springt nur zweimal und versinkt dann plump unter der Oberfläche.

„Freunde teilen“, sagt er. „Ist es nicht immer so gewesen?“ Nikos II. lässt seinen Stein achtlos fallen. Sein Blick wird weicher. Suchend und hoffend, denkt Kostas. Wie oft hat er Nikos mit solch einem Ausdruck in den Augen ertappt – vor dem Unfall.

„Ich habe alles vergessen“, sagt Nikos II. leise. Es ist der erste Moment der Nähe, seit seiner Rückkehr. Kostas atmet tief durch. „Das macht nichts“, sagt er. „Du kannst mich fragen.“

Nikos II. läuft zurück zum Strand. Er sucht sich einen neuen Stein und wirft ihn, dass er fünfmal springt. Das haben sie beide an diesem Nachmittag noch nicht fertig gebracht. „Vollkommen!“, ruft Kostas bewundernd.

Da blinzelt Nikos II. und senkt den Kopf. „Ich sehe keine Farben“, gesteht er.

Kostas hat die Frage nach Nikos' Augen schon beinahe vergessen.

„Du bist grau, Kosta“, fährt Nikos II. unaufgefordert fort. Er klingt angestrengt und unglücklich. „Der Rasen ist grau, der Himmel ist grau und das Meer. Grau der Berg und grau ... das Leben?“ Er macht eine Pause, als warte er auf eine Antwort.

Aber Kostas weiß nicht, was er sagen soll. Die glatte Schale des wiedergekehrten Nikos hat einen Riss bekommen.

„Was soll's?“, ruft Nikos II. plötzlich. „Es gibt Schlimmeres.“ Er hebt die Hand und reibt sich die Augen. Danach ist der Riss in der Schale wieder verschwunden. „Aber wenn du es Vater verrätst, spreche ich nie mehr ein Wort ...“

Kostas zuckt zusammen. Wie Nikos, denkt er – zum ersten Mal seit der Rückkehr des Freundes. „Es ist keine Schande“, sagt er rasch.

Auf einmal ahnt er die Nähe einer Zeugin. Einer Eingebung folgend sieht er sich um. Da ist sie, ganz wie er vermutet hat. An die dicke Mauer des alten Wachturms hat Dafni sich gedrückt, nur einen Steinwurf von der Wasserkante entfernt. Keine Frage: Sie lauscht. „Sieh nicht hin“, flüstert er Nikos II. zu. „Sie ist wieder da. Die, die du Waldmädchen genannt hast.“

Aber Nikos II. sieht hin und beginnt zu grinsen. „Waldmädchen, Kosta?“, fragt er leise. „Das klingt nach einem Abenteuer.“ Kostas beobachtet, wie sein Freund langsam auf Dafni zugeht, die ihm, als sie sich entdeckt sieht, lächelnd entgegenkommt. Sie schüttelt ihr Haar und wirft es zurück.

Kostas hat nicht gewusst, dass sie so lächeln kann. „Denk an Dimitris“, deutet er an. Aber Nikos II. hört ihn nicht mehr.

Der Mythos von Leto und Niobe

Mythos ...

Hermes hatte lange bei den Weiden gewartet. Aber der Junge, den er holen sollte, ließ sich nicht blicken. „*Himmelherrgottnochmaldasdarfdochnichtwahrsein!*“

Er brauchte nur einen einzigen Atemzug für seinen Unmutsausbruch. „Ist es nicht schon schwer genug, es tun zu müssen, ohne dass es auch noch Mühe bereitet?“ Das Befehlswort seines Bruders Apollon dröhnte in seinen Ohren. Es würde erst wieder verstummen, wenn es erfüllt war.

Phaetons Schwestern waren dem Götterboten keine Hilfe. Zwar umtanzten sie ihn und ließen ihn sehen, wie glücklich sie über die Rückkehr des Bruders waren. Wohin er aber gegangen war und warum er nicht wiederkam, vermochten sie Hermes nicht mitzuteilen.

Mit wachsendem Unmut sah er zu, wie sie den Rausch des Wiedersehens mit Gesten und Bewegungen nacherzählten, die Begeisterung des Jungen über die andere Sphäre, in die er eintauchen durfte wie in ein lauwarmes, duftendes Bad.

„Warum aber *zumkuckuck* tat er es nicht?“ Hermes gab sich selbst die Antwort, von der Apollon nichts hatte hören wollen: Die Treue zu seinem Freund hielt den neuen Phaeton noch immer gefangen. Hermes überlegte, wer ihm gegenüber je solche Treue bewiesen hatte. Er hob die Schultern, als er sich eingestand: Niemand.

„Wenn du auf den Jungen wartest, kleiner Bruder“, sagte plötzlich eine bekannte Stimme, „kannst du lange warten.“ Hunde rannten kläffend auf die Lichtung. Die Baumnympfen erstarrten und nahmen wieder die Gestalt von Weiden an.

Die Göttin der Jagd, Artemis, trat zwischen den Büschen hervor und schob ihren Hut aus der Stirn. „Nicht, dass es mich etwas angehe“, fuhr sie fort, „aber ich dachte

mir: vielleicht dich. Denn wenn mich nicht alles täuscht, hast du einen Auftrag von meinem Bruder.“

Hermes ahnte, dass sie mehr wusste als er, und ärgerte sich. „Ich bin der Bote des Zeus“, sagte er kühl, „keineswegs aber der Laufbursche jedes meiner Geschwister.“

Artemis reagierte humorlos. „Willst du nun hören, was ich weiß, oder nicht?“, fragte sie. „Ich bin, wie du siehst, in Eile.“ „Ich sehe gar nichts“, murmelte Hermes und brachte es nicht über sich, nach Artemis' Neuigkeiten zu fragen.

Artemis verzog ihr schönes Gesicht zu einem verächtlichen Lächeln. „*Traunfürwahr*“, sagte sie mit einem Lieblingsausdruck des Götterboten. „Wie dem auch sei“, sprach sie weiter, „der Junge, den du suchst, hat sich neuerlich verletzt. Ich sah ihn unter einem Feigenbaum liegen. Er hat wohl entdeckt, dass – jenseits der Mauer – ein zweiter wie er seinen Platz eingenommen hat.“

Hermes starrte sie an, als hätte sie ihn gebannt. „Ein – zweiter – wie – er?“, wiederholte er gedehnt. Er blinzelte und fuhr sich dann über die Augen. Als er die Hand zurückzog, lächelte er. „Das wäre – vielleicht – eine Lösung“, sagte er.

Impulsiv sprang er vor und zog die verblüffte Schwester in eine ungestüme Umarmung. „Ich danke dir, Artemis, du weißt nicht, wie sehr! *Beigott*, das wäre womöglich meine Erlösung! Ein zweiter wie er! Dem Freund zum Trost. Und Phaeton wäre befreit und offen für seinen strahlenden Vater!“

Er packte den Arm der Jagdgöttin und zwang sie, sich einmal um sich selbst zu drehen. „*Gelobtseigott!*“, jubelte er. „Er käme freiwillig mit!“

Artemis verlor ihren Hut. Befremdet machte sie sich los und bückte sich nach ihrem unverzichtbaren Zubehör. „Wenn er es denn schafft, sich dem Bann der weißen Mauer zu entziehen“, bemerkte sie spitz. „Du solltest ihm besser doch helfen.“

Hermes schüttelte sorglos den Kopf. „Das kann noch warten“, murmelte er. „Je länger er an der Mauer verharret, desto bereitwilliger wird er mir später folgen.“

Er sah seiner Schwester nach, als sie ihre Meute sammelte und mit einem schrillen Pfiff in Bewegung setzte. Sie verschwand, wie sie gekommen war, lautlos und rasch, und war verschwunden, bevor er ihr einen Gruß nachrufen konnte.

Er zog seine Lyra von der Schulter und sang für Phaetons Schwestern. Er wusste, wie sehr sie sein Lied ersehnten. Und schließlich: Er hatte nichts anderes vor. Im Gedenken an Artemis' Auftrag sang er den Mythos von Leto und Niobe, der Stolzen.

Einst gebar unter Mühen
die Göttin Leto zwei Kinder.
Apollon und Artemis,
hervorragend beide,
doch zwei nur und nach ihnen
nicht eines noch mehr.

Niobe war eine Sterbliche,
Leto, der Göttin, weit unterlegen.
Doch reicher an Kindern,
viel reicher. Töchter sieben
und Söhne sieben – „Ha“, rief sie stolz:
„zwölf mehr als Leto!“

Leto ergrimte ob jener
Schmähung. Apollon und Artemis,
ihre Kinder, bat sie, die Hybris
der Sterblichen grausam zu
strafen. Apollon tötete Niobes Söhne.
Artemis aber die Töchter.

„Eine Frage noch, Bruder ...“ Auf einmal war Artemis wieder da und störte den Schlussakkord ihres eigenen Mythos. Sie hielt ihren Hut noch in Händen, als müsse sie ihn davor bewahren, noch einmal zu Boden gewirbelt zu werden.

Hermes sah von den Saiten der Lyra auf, zufrieden, aber nicht mehr übermütig. „Dieser zweite Junge“, sagte die Göttin, „wer ist er?“ Hermes lauschte den letzten Klängen seines Instruments nach. „Ja, wer?“, murmelte er, tief in Gedanken. „Natürlich Nikos Eufonídes.“